

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 17. Januar 1918

Tropenfieber.

Eine Skizze von E. Doer.

Vor Celebes, 1914.

Amice! Ich sehe im Geiste dein erschauertes Gesicht, wenn Du eines schönen Morgens diesen Brief aus Deiner Teetasse liegen findest wirst. Du wirst Dich wundern, erstens über ihn als Ding an sich, und zweitens, wenn Du ihn endlich öffnen wirst — denn Du hast zeitweilig immer erst in Ruhe dein Frühstück verzehrt, ehe Du einen Brief aufschneidest — wirst Dich wundern, gerade in mir den Schreiber zu finden, nachdem wir damals in etwas erhöhter Meerestemperatur voneinander schieden.

Aber dein Erschauen wird kurz und schmerzlos sein, denn als Fußnote zu nachfolgender Epistel wirst Du von irgend wem die Nachricht erhalten, daß ich unterdessen von zwei Weibern das kleinere wählte; zu deutlich: mich aus der Liste der Lebenden ausgemustert habe.

Läge ich augenblicklich nicht bei ganzlicher Windstille in einem Dajalboot vor einer gottbergesenen Bucht in Celebes, wo einem selbst der Schatten noch das Blut ins Gesicht treibt, weil er garblau vor Hitze und Blendung, sondern säße ich in Deinem kühlen, dämmerigen Zimmer und erzählte Dir alles, so würdest Du mit der rührenden Geduld, die Dich immer ausgezeichnet, zuhören, etwas von Tropenfieber zu erzählen und versuchen, mich kühl bei einer kühlen Flasche Wein die Sache auseinanderzusetzen, bis ich Dich unterbrechen würde: „Was redest Du eigentlich? Was habe ich Dir denn erzählt? Es war ja alles nichts!“

Aber das ist schon wieder Unsinn, denn auf der Reise nach Deutschland wäre die Sache auch ohne Dich für mich abgelaufen, und ich könnte Dir die Freude ersparen, daß Du recht behalten hast mit Deinem mich beim Abschied so beschuldigenden Wort: Du glaubdest an den Tag, wo ich „denn glauben“ müßte.

Ja, was will ich denn eigentlich schreiben? Meine Tinte müßte Blasen in der Sonne, und ich ärgere mich, daß ich jetzt mit Worten etwas festzuhalten versuche, was gerade in seiner Unwirklichkeit so entscheidend ist.

Aber es gibt Augenblicke ... Und der Dajal vorn im Boot, der seit drei Stunden das gleiche eintrübige Lied singt, während auch nicht ein Winzchen die stummernde Luft bewegt, macht mich verrückt.

Ich überlasse es Deinem guten Geschmeck, nachfolgendes unter Deine medizinischen oder physiologischen Erfahrungen einzuordnen. So etwas ist Deine besondere Gabe, während ich aus dem geistigen Austräumen nie herauskam.

Aber heute will ich es das letzte Mal versuchen.

Nach unserer damals etwas gezwungenen schnellen Trennung nahm ich mir im Hotel abends mal wieder meinen alten Atlas zur Hand, fand, daß in Tibet noch ein unangenehm leer aussehender weißer Fleck auf der Karte war, der mich ärgerte und mir die Schlaftrube nahm. Ich half dann den Gelehrten am grünen Tisch ihn etwas farbenreudiger für die armen Schulkinder wiedergeben, während ich als mongolischer Pilger in allen verborgenen Gebieten des Landes herumbummelte. Du weißt, so was hat mir immer besonderen Spaß gemacht.

Eines Abends bekam ich aber doch wieder Lust, mir das Kamelfell des Himalimongolen mit europäischer Seife aus dem Gesicht zu wischen und meinen Smoking wiederzusehen. Auch unter einem Sonnenschirm zu gehen statt in Fellen. Die Kälte da oben in Tibet, o Gott, diese herrliche Kälte!

Im Hotel in Bombay, als ich harmlos neben einer recht niedlichen kleinen Amerikanerin beim Dinner saß, äugt ein alter Herr so scharf zu mir herüber, daß ich mein Glas ins Auge stemme. Er verbeugt sich leicht, stellt sich mir nachher im Rauchzimmer als deutscher Arzt vor.

Mit rührender Anteilnahme an meiner Gesundheit, über die selbst nachzudenken ich mir niemals die Mühe gegeben hätte, rät er mir, in Java ein paar Monate gänzlich auszuspannen. Kurzum, Indien ist mir so gleichgültig wie Java, ich nehme also, was eine Exerzise zu haben, den nächsten Dampfer nach Java.

In Batavia lerne ich einen Kauf-

herrn kennen, der Wohlgefallen an mir findet und mich auf sein Landgut einläßt.

Da ich nichts Besseres zu tun habe, nehme ich mir also eines Tages einen Sado, mache dort meinen Besuch und sehe in der Frau eine Bekannte aus dem lieben, alten Deutschland wieder; das heißt, sie redet mich darauf an, ich hätte keine Ahnung mehr, war aber natürlich „entzündet“. Als ich abends im Hotel meinen holländischen Freunden davon erzählte: überall neidvollste Aufregung über dies „Entgegenkommen“ der Frau, der ganz Batavia wegen ihrer Schönheit hoffnungslos zu Füßen läge, ohne daß sie jemand die geringste Aufmerksamkeit schenke.

Nun, ich legte es zu den übrigen kleinen Erinnerungen, so wie junge Mädchen sich am nächsten Morgen ihre Ballblumen ansehen, unter denen sie sich wohl die eine oder andere etwas abseits gefickt haben, aber die sie doch am Ende verwechseln und vergessen.

Ich blieb durch Zufall länger im Land und näherte mich redlich an der Reistafel des Hotels in Buitenzorg, daß ich schon deshalb aus reiner Verneinung häufiger auf das Landgut hinausfuhr.

Der Hausherr war einer von denen, die eine große Bibliothek wissenschaftlicher, aber unangenehmer Bücher in ihrem Zimmer haben, und die in Gesellschaft von Frauen sich immer anders benehmen, wie unter sich.

Die Frau war meinem Geschmeck nach nicht schön, nur hatte sie selbst weiche Augen, wie sie Europäerinnen so oft hier draussen bekommen. Blühte sie einen nach ihrer Art ruhig und lange an, so fühlte man, daß sie nichts Einzelnes erfachte, und doch machte es einen fast verwirrt. Sie war viel kleiner und lauter als der Mann, ihre Stimme leise und ihre Bewegungen sanft; ich konnte nicht nicht vorstellen, daß diese Frau jemals etwas Lautes oder Häßliches sprechen könnte.

Sie hatte einen deutschen Namen, aber hier sprach man nur von „Abinda“. In dem Klang dieses weichen javanischen Wortes lag das Eigengewies dieser Frau. Du müßt es langsam sprechen: Abinda.

Aber was sage ich Dir das, der Du dies Land nicht kennst, dessen Sprache so melodisch wie das Singen der kleinen blauen Vögel abends in den Waringinbäumen —

Als ich eines Nachmittags wieder hinausfuhr, sagt mir der Boy schon im Garten, daß der Herr für ein paar Tage nach Djokjakarta gefahren sei.

Ich sehe die lange, heiße Chauffeur, auf der ich eben gekommen war, zurück, lasse mich dann kurz entschlossen bei der Frau des Hauses melden und werde auch angenommen.

Ich fahre ihr gegenüber in dem dämmerigen Zimmer mit der überdachten Veranda, über die Gekeltes hüpfen wie kleine Märchengestalten mit ihren starren Augen und ruckweisen Bewegungen, und sie mißt mich den Weg mit der Annut der großen Dame.

Draußen sprengt ein Diener den Rasen, das Wasser rauscht auf die breiten Blätter des Gebüsches und zerstäubt auf dem Kies. Durch eine Spalte der Jalousie fällt ein schriller Sonnenstrahl und setzt den einzigen scharfen Widerschein in diesem Zimmer auf das silberne Service.

Ich rede vom Hundertsten ins Tausendste, denn diese Nachmittagsstunden tönen die Gedanken, was sich meist in einem wahren Redeguß offenbart.

So bemerkte ich kaum, daß die Frau mir gegenüber immer blässer wird in der merkwürdig fahlgelben Beleuchtung des Raumes.

Da legt sie mir unvermittelt die Hand auf den Arm, unterbricht meine ganz gleichgültige Reiseerzählung: „Wozu erzählen Sie mir davon?“

Und wie ich nun, ein wenig erschauert, mich vorbeuge, durchschüttelt ein tränentropfendes Schluchzen ihren Körper, ihre Schultern zuden, und sie preßt die Hände gegen das Gesicht.

lassen möchte. Da nehme ich ihre Hand, und wie ich mich über sie beuge, sehe ich, wie schmal und weiß sie ist.

An der Tür wende ich mich noch einmal, sehe ihre Gestalt leicht gezeichnet gegen das helle Fenster, das Gesicht mir zugekehrt und in den Augen eine so maßlose Verzweiflung, daß es mich erschütterte.

Meine Ritscha wartete.

Wie eine Glutwelle umschloß mich die heiße Luft des späten Nachmittags. Der weiße Hut meines Javaners tanzte im Rhythmus seiner Schritte vor meinem Wagen wie ein heller, blendender Fleck in der Sonne. Jemandem zirpte ein Vogel oder eine Grille so messerscharf und anhaltend, daß es meine Gedanken zerriß. Sie wollten noch da oben bei der woiendenden Frau, die für einen Augenblick dem erinnernden Einfluß dieses Klimas erlegen war, und die vielleicht schon morgen wieder mit dem gleichen kühlen Kacheln, wie ich es bisher an ihr gekannt, ihre Gäste empfangen würde. Eine flüchtige Note wird vielleicht noch ihren feinen Hals färben, wenn sie an diese Stunde zurückdenkt, die sie schwach gesehen. Sie war doch sehr schön, Abinda ...

Am nächsten Tag befahl ich meinem Boy, zu packen, für eine längere Reise im Dajalboot nach Celebes, denn ich wünschte fortzukommen, um hier in Buitenzorg nicht scheinbar den Loggenburg zu spielen, um keine albern Antworten auf die Frage zu geben, warum ich meine Besuche so plötzlich abgebrochen ...

Am Abend nach der Abreise begann es, an jenem Abend, Amice, und seit der Zeit hat mich das Bild nicht wieder verlassen. Es macht mich wahnhaftig. Ich fühlte es langsam. Immer ist jene Frau um mich, überall und in jedem Ding sehe ich sie. Ich spreche mit ihr von Sachen, wovon ich im Leben sicherlich niemals mit ihr reden würde, ich stelle sie mir vor, ihre weißen Hände, den feinen Hals, die schmalen Schultern.

Ich kann nichts anderes mehr denken. Ich höre Dich sagen: Fortreisen, in höhere Regionen. Ich weiß es ja, Amice, aber ich kann nicht mehr. Unter diesem mitleidigen, gläsernen Himmel, den du nicht kennst. Nichts kann ich mehr, als nur dem Gedanken an diese Frau leben, die mir in Wirklichkeit gar nichts war, vielleicht auch nie etwas geworden wäre. Sie tötet meinen Geist, wie sie meinen Willen getötet hat.

Meine Auberdahts haben gemurmelt, als ich mit dem Boot hier in dieser kleinen fieberreichen Bucht sitzen blieb. In einem Wutanfall habe ich gedroht, sie zu erschließen, und wie ich die Pistole hebe, geht der Schuß los, und der eine fällt hin ...

In der Nacht sind sie alle auf und davon, bis auf einen, der wohl abwartet: er oder ich. Wahrscheinlich ich, denn ist der Rest Profit auf jeder Seite. Aber er hat Angst vor mir und klettert, wenn er an mir vorbei muß, außen am Schiff entlang.

Planlos ist die Aufzeichnung, wie es mein Leben war. Die ganze Geschichte hat gar keinen Zweck gehabt, Anfang und kein Ende. — Begrüßt, Amice! —

Für Sammler.

Der Marktwert von Reliquien oder abgetragenen Kleidungsstücken großer Männer ist sehr verschieden. So wurde, wie die „Revue hebdomadaire“ schreibt, die Toga, die Cato gehört hatte, von Nero für 300,000 Sesterzen gekauft. Eine Jacke von Jean Jacques Rousseau brachte \$180 und seine kupferne Uhr \$100. Für seinen Barometer, der nur einen sehr geringen Wert besaß, bezahlte ein begeisteter Verehrer \$300. Den berühmten Stod Voltaires kaufte ein Doktor aus Paris für \$100. Die Sammler von Reliquien würdigen auch die Perücken; die von Kant brachte noch \$40, obgleich sie ganz zerfressen war, und die gut erhaltene Perücke von Sterne wurde in London sogar für \$1000 verkauft. Der Schädel von Descartes wurde in Stockholm für \$250 gekauft, und für einen Zahn Newtons bezahlte ein englischer Lord sogar \$4,200.

— Summarisch. Frau v. B.: Herr Baron gehen nicht an die See? Baron: Neel See mir verhasst, zieht man sich meist Schnupfen oder Verlobung zu!

— Sein — Standpunkt. „Brit, wir ziehen! Die Wasserleitung ist alle Augenblicke defekt, und der Wert läßt nichts nach.“

„Aber ich trink' ja Bier!“

Der Kuhknecht.

Von Valentin Traut.

Die Moral der großen Welt wurde auch im Gebirgs- und Wald-dorf Habichtsau getreu beachtet, oder vielleicht auch so: die Grundzüge der Habichtsau waren in der Welt anerkannt worden. Die Söhne der großen Waldbesitzer heirateten nur Töchter aus gleichfalls reichen Häusern, und es wäre einem Vur-schen oder Mädchens läbel gegangen, wenn es gegen diese uralte Gepflogenheit gehandelt hätte, womit allerdings nicht gesagt ist, daß sie sich hübsch säuberlich aneinander gehalten hätten. Die Heirat ohne Liebe und die Liebe ohne Heirat ergänzten sich halt wie überall, wo junges, frisches Blut unter Gottes Himmel zusammen kommt. Das reichte. Mädchen in Habichtsau war des Quellmoosers Leni, ein Mädchen, von dem man sogar weit unten im Tal begehrt reden hörte. Ja, freilich, der Quellmoosers hatte doch die Batschbrücke und lieferte die Steine für die Städte und an die Staatsstraßen ringsum. Und hinter dem Wald auf der Steigematte ging die staltliche Herde der ganzen Berglandschaft, über jed'ig Stück, auch dem Quellmoosers gehörig. Ebenso waren alle die kleinen Hütten des Dorfes, in denen die Steinbrecher und Fuhrleute wohnten, Eigentum des klugen Unternehmers, der das ganze Dorf beherrschte und im Wirtshaus auf den Tisch schlagen durfte, daß alle Gläser wackelten.

Aber die Leni hatte er trotz seines harten Sinnes nur schwer zwingen können, sich über die Berge hin dem Hannes aus Donnerberghausen, einem noch viel reicheren Wirtshaus, zu verpreden.

Sie hatte ja ganz anderes im Sinn. Wenn abendlich der George, der junge Kuhknecht, die Herde durch den Wald heimwärts trieb, spielte er auf seiner Flöte die hübshesten Melodien oder sang mit seiner wunderbaren Stimme die melancholischen Lieder der Bergbewohner. Und wenn er lang oder spielte, dann lebte seine Seele in den Tönen. So etwas war weit und breit seit Weis-schengebeinens nicht mehr gehört worden. Die Musikanten im Tal hatten ihn schon oft gelobt. Doch von Papierblättern sich die Lieder und Weisen holen und den Menschen zum Tanz aufspielen? Du lieber Gott, das brauchte er nicht, wo er doch Kuhknecht war und Arbeit genug hatte, Arbeit und Brot! Nein, das wollte ihm einfach nicht. Oben aber auf der Matte zu liegen und vom Himmel die Musik herunterzuholen, oder die Lieder des Waldes zu erlauschen und nachzu-sprechen oder auf der Flöte zu erzählen, was die Bergkanten von der Freiheit und den Blumen zu erzählen wissen, das war was zur Freude.

Wenn erit gar die Leni aus den Tannen trat und ihr roter Rock und ihre weißen Hemdärmel schon von weitem leuchteten, dann kamen ihm noch ganz andere Töne in den Sinn; tief herauf aus dem Herzen wohl wie sie dann in den Tannen stand und lautete, leichtfüßig näher kam und den Storb mit der einfachen Mittagsuppe neben ihm auf das niedrige Gras setzte und sich ganz in ihm selbst verlor, dann war das sein Lohn.

„George, die Suppe hat abgeraucht“, mußte sie immer mahnen. „Nichtig, s'ist Mittagzeit.“ Er setzte die Flöte neben den Storb und setzte sich hin. Die Leni gleich auch. Viel heller schien nun die Sonne.

Nachdem schnell der Löffel eine Zeitlang geklirrt und Leni still in die Weite gestarrt und die Kuhherde scheinbar sehr interessant über-schaut hatte, sagte er jedesmal: „Von dir möchte ich immer den Storb gebracht haben.“

„Warum, George, wenn nur das Essen schmeckt?“

„Aber es schmeckt mir besser bei dir.“

„Sofio, ich meine, die Melknagd käme auch gern?“

„Schon schon; aber 's ist nur so schön, wenn dem Herrn sein Leni kommt.“

„Aber mein Alter mag's net leide, daß ich raus gehe.“ Und sie rückte ihm doch näher und sah ihn lächelnd von der Seite an ... Hatte er dann alles verzehrt, er-

zählte sie aus dem Dorf, am häufigsten von den jungen Leuten freilich, von kommenden Hochzeiten und heimlichen Liebeshändeln. Dabei zitterte jedesmal sein Herz; denn nun mußte es doch bald kommen, das von ihrem Verpruch.

Lange, lange aber ließ das noch auf sich warten, und es war ihm oft, als ob das Mädchen ein heißes Wort von ihm begehre. Das sagte er aber nie; er ließ es seine Flöte, seine Lieder sagen. Alle Abend klang es von neuem von seiner Kammer über den Hof herüber in ihre Stube. Und sie verstand es auch und sagte jedesmal Mut, am anderen Morgen vor den Vater zu treten mit dem Wort: „Ich will den George.“ War aber der Morgen angebrochen und stand der Quellmoosers vor ihr mit seinen harten fahlgelben Augen und dem ernstlichen Zug um den feinen Mund, dann ging es ihr wie der verstorbenen Mutter, sie froh in sich selbst zurück und eilte mit einer gleichgültigen Frage an ihre Arbeit, bis sie ihm eines Tages nur ein „Nein“ auf seine Aufforderung, dem Müller von Donnerberghausen endlich eine zusage Antwort zu geben, entgegnete. Da ging freilich der Tanz auf dem Quellmoosershof los, und die einzige Stunde der Freude kam nur, wenn sie auf die Matte mußte. Viel eiliger schritt sie nun durch den Taun, viel schneller kam sie über das schwellende Grün, um mit bestimmter Brust neben ihm zu hocken und nach Atem zu ringen.

„Wist wieder zu schnell gewesen, Leni. Wenn du's bist, kann's schon mal verflücht sein, 's schmeckt doch.“ Dabei sah er sie mit seinen trennen Augen an, als wollte er ihr zujubeln: Wie ich dich liebe! — Doch des Quellmoosers, seines Herrn Leni?

Wald kam sie zu seiner Freude alle Tage, und alle Tage ward sie vertraulicher, bis es endlich heraus war.

„Weißt du, was die Melknagd jagt?“

„Ja, das weiß ich schon, sie wolle mich freie. Sie mag schon den Willen zeigen, aber ich net, Leni.“

„Du net? Warum aber net?“

„Ja no, warum net.“

Das kam so verzagt und doch so verheißungsvoll heraus, daß sie ihm unerwartet um den Hals fiel.

„Das hat sie auch gar net gesagt. Gehat hat sie, ich war dein Schatz, George. — Hast du was davon gemerkt?“

„Ja, Leni!“

Und er preßte sie fest an sich.

„Wie, George?“

„In mein Herz drin, sonst net.“

Da drückte ihm das Mädchen Kopf auf Kopf auf den blühenden Mund. Viertelstunde auf Viertelstunde ver-rann. Unbedacht stand noch die Hälfte des Mittagbrottes im Grase, unbedacht lag die Flöte daneben. Fernab im Walde aber sangen die Vögel.

Als Leni endlich aufsprang und angstvoll fragte: „Und wenn uns die Wad vererbt?“

„Ich kann schon warten.“

„Aber ich nimmer!“ rief sie erregter. „Ich will dich, dich bald.“

Und wie er sie nun wieder an sich zog, da rauschte es über die Matte.

„Thras, Sektor, sah, sah! — Geh, geh!“

„O mein Gott, George, der Vater!“

mit über die Berge zur großen Mühe und gab ihre Hand zum Verpruch. Sie begleitete auch jeden Sonntag ihren zukünftigen Gesham bis zum Bergkamm, wo ihres Vaters Steinbrüche angingen, stand einige Augenblicke wortlos neben ihm und ging dann langsam talab, vorbei an der Stütte, wo noch immer George auf dem Krankenlager litt. „Mit dem ist's vorbei!“ hat der Arzt gesagt. „Er wird nicht mehr.“ Weil nun am Michelstag die Hochzeit sein sollte, kam der aus der Mühe bald häufiger herüber, merkte jedesmal, daß die Leni heiterer geworden war und schied nach jedem Besuch glücklicher von der gewonnenen Braut. Das kam aber daher, daß George doch wieder zu sich gekommen war und von Woche zu Woche höher hinauf in seine geliebten Berge konnte.

Und wie sie am Sonntag vor der Hochzeit mit ihrem Verlobten noch lange auf dem Kamm der Batschbrücke gestanden hatte, war vom Tal dichter Nebel aufgestiegen, ohne daß sie es gemerkt hätten. Auf der Halde ging es noch ganz gut zu Tal. Im Wald aber war Weg und Steg in graue Finsternis gehüllt und schon nach einigen Schritten hatte sie den Pfad verloren.

„Leni!“ klang es da von unten herauf.

„Leni!“ rief es noch einmal.

Das war George.

Schweigend tastete sie sich weiter. Wenn er sie finden würde, sollte es ein Zeichen sein.

Nun rief es auf einmal weit links, wo die Steinbrüche waren: „Leni, Leni, ich komme, der George!“

Sie verfuhr der Stimme nachzugehen, aber sie verpaßte doch gleich wieder die Richtung. George hatte gewiß den Nebel kommen sehen und war ihr nachgestiegen, da sie ja mit ihrem Verlobten immer an seiner Stütte vorbei mußte.

Wenn George sie fand, sollte es ein Zeichen sein.

Noch einmal klang es durch das Dunkel, aber weiter von oben her: „Leni!“

Und sie wartete und wartete. Die Wälder schwiegen.

Pfäglich schwirrte ihr ein schauerlicher Gedanke durch den Kopf. — Der Steinbruch! — Und sie strebte nun durch den Nebel hinüber, fiel über Felsblöcke, rannte sich die Stirn blutig an den leuchtenden Stämmchen und schrie mannsbärtlich den Namen des Geliebten.

Die Nacht schwieg starr und be-garlich.

Am folgenden Morgen brachten die Holzjäger die halberstarrte Leni dem Quellmoosers ins Haus, der gehofft hatte, sie wäre bei dem Nebel mit dem Müller in seine nicht leicht zu verwechselnde Mühle gegangen.

Nun lag sie da, krank und matt, und wollte, als sie wieder genesen war, von seiner Hochzeit mehr hören; denn draußen schlummerte ja im letzten Grab George.

Nie hat sie die schreckliche Nacht vergessen, nie, daß sie ein Zeichen geordert, wo sie sich doch so geliebt hatten ...

Unter Ausweg.

Der Hofmarschall Friedrich Wilhelm III. überraschte eines Tages in dem Augenblick, wo dieser aus einer Flöte einen trübsamen Schluß Notwein zu sich nahm.

Der Diener erschrickt natürlich, und ein beträchtlicher Teil des Inhalts ergießt sich über die weißen Spitzenabbits seiner Weste. Und das Unglück voll zu machen, geht die Tür noch ein zweites Mal auf, und herein tritt der König.

Der Hofmarschall stellt dem Diener seine Entlassung in Aussicht, der König aber entschließt sich vor Laufen über das jämmerliche Miß-geschehen der rothbeineten Wirtin des Dieners, der auf den Knien vor ihm herumkrücht und ihn um Vergebung anfleht.

Endlich wird der König wieder Herr über seine Lachmuskeln.

„Aufstehen, aufstehen“, ruft er, „und das nächste Mal Wein trinken!“

— Im Turnverein. Zufahrt zu einem Vereinsmitgliede, welches Sündlingskommis ist und jeden einen tadellosen Sprung über das Pferd gemacht hat: „Sie scheinen ein gutes Gebalt von Sören Chef zu beziehen?“

Kommis: „Wie?“

Turnwart: „Na, ich denke, wenn es nicht der Fall wäre, könnten Sie keine so großen Sprünge machen.“